

Predigt über Matthäus 20,1-16

Mit dem Reich der Himmel ist es wie mit einem Hausherrn, der in aller Frühe hinauszog, Arbeiter für seinen Weinberg zu dinge. Er vereinbarte mit den Arbeitern einen Denar für den Tag und sandte sie in seinen Weinberg. Und er ging hinaus um die dritte Stunde und sah andere auf dem Markt müßig stehen und sprach zu ihnen: geht auch ihr in den Weinberg. Ich werde euch geben, was gerecht ist. Und sie gingen. Wiederum ginge er aus um die sechste und um die neunte Stunde und tat genauso. Um die elfte ging er hinaus und fand andere stehen und sprach zu ihnen: was steht ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen: es hat uns niemand gedungen. Er spricht zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg. Als es nun Abend geworden war, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahle ihnen den Lohn aus – von den Letzten hin zu den Ersten. Und es kamen die der elften Stunde, und jeder erhielt einen Denar. Und es kamen die Ersten und dachten, sie würden mehr erhalten, und sie erhielten auch jeder einen Denar. Und als sie den erhielten, murrten sie gegen den Hausherrn und sprachen: diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir die Last des Tages und die Hitze getragen haben. Er antwortete und sprach zu einem von ihnen: Freund, ich tue dir kein Unrecht. Hast du nicht einen Denar mit mir vereinbart? Nimm das Deine und geh. Ich will aber diesem Letzten dasselbe geben wie dir. Ist es mir nicht erlaubt, mit dem Meinen zu machen, was ich will? Oder ist dein Blick böse, weil ich gut bin? So werden die Letzten die Ersten sein und die Ersten die Letzten.

Vom Reich der Himmel, vom Reich Gottes redet Jesus seit Beginn seines öffentlichen Auftretens. Reich Gottes, das meint, dass Gott regiert – und nicht andere Mächte, Herrschaften und Gewalten das tun; eine andere, eine neue Welt; eine andere Weltordnung, also eine andere Politik, eine andere Wirtschaft und Gesellschaft, aber auch eine Veränderung unseres persönlichen Lebens: wir sind zwar geprägt von der jetzigen Weltordnung, aber doch auch in der Lage, sie unsererseits zu prägen, zu verändern, jedenfalls dann, wenn wir dazu frei sind, befreit werden. Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte – so hörten wir. Und das missverständliche, bis zur Unbrauchbarkeit missbrauchte Wort Heil bedeutet biblisch: Befreiung – die Befreiung ist gekommen aus der Gnade und der Güte Gottes. Jesus ist gekommen. Doch die Gnade und Güte Gottes stößt auf Widerstand und Widerspruch. Ist dein Blick böse, weil ich gut bin?, fragt der Weinbergbesitzer einen seiner Kritiker, eine rhetorische, aber doch auch augenöffnende Frage.

Dass Gott regiert und nicht mehr ganz andere Mächte, das ist ein Machtwechsel, bedeutet aber nicht, dass da eine Despotie durch eine andere Willkürherrschaft ersetzt wird, auch wenn unsere Geschichte ja ein bisschen so klingt: Ist es mir nicht erlaubt, mit dem Meinen zu machen, was ich will? Der Gott, von dem in der Bibel die Rede ist, hat sich als Befreier einen Namen gemacht. Das Reich Gottes ist eine neue Welt, in der Gerechtigkeit wohnt. Doch was ist gerecht? Das ist umstritten, und auch davon handelt unsere Geschichte, in der der Weinbergbesitzer den bedeutungs-, aber auch etwas geheimnisvollen Satz spricht: Ich werde euch geben, was gerecht ist – ein Satz, der neugierig macht, Erwartungen weckt.

Immer wieder erzählt Jesus Geschichten, um zu zeigen, wie es sich mit dem Reich Gottes verhält und wie es ist, wenn diese neue Welt in die bestehende hineinbricht. Die Geschichten handeln darum von der Konfrontation dieser beiden Weltordnungen, und wir Hörer merken nicht nur an dieser Geschichte: der Erzähler hat Lust an der Provokation – wie hier auch die Hauptperson der Geschichte: Der Weinbergbesitzer hätte seinen Verwalter ja auch anweisen können, zuerst denen den vereinbarten Tageslohn zu zahlen, die den ganzen Tag gearbeitet hatten. Sie

wären mit ihrem einen Denar davongegangen, und der Mann hätte sich den Streit erspart. Doch er sucht die Auseinandersetzung, hält sie für augenöffnend, für aufklärend. Jedenfalls tut das der Gleichnis-Erzähler Jesus. Er ähnelt da dem Lyriker und Dramatiker – und eifrigem Bibelleser – Bertolt Brecht, der hier nebenan gewohnt hat und auf diesem Friedhof begraben liegt; er verstand seine Theaterstücke als Parabeln, als Gleichnisse. Die Provokation ist Demonstration, soll etwas zeigen, unsere Sichtweise ändern.

Doch es geht nicht nur darum, die Welt anders zu sehen und zu interpretieren, sondern auch darum, sie zu verändern. Die Gleichnisse sind Einladungen zum Mitmachen beim Kampf für eine neue Welt, zum Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit. Jesus sucht Mitmacher – so wie in unserer Geschichte der Weinbergbesitzer Arbeitskräfte sucht. Das Reich Gottes macht Arbeit – es bietet Arbeit; Arbeit, die sich lohnt. Der Weinbergbesitzer geht buchstäblich auf den Arbeitsmarkt: Menschen, die nichts anderes zu verkaufen haben als ihre Arbeitskraft treffen auf Menschen, die Arbeitskräfte brauchen, die Lohnarbeit bieten. Und wer keine Arbeit bekommt, nicht gedungen wird, geht leer aus, bleibt arbeitslos, ohne Lohn. Jesus beginnt seine Geschichte mit der Welt, die wir kennen. Dass der Arbeitgeber aber um neun, um elf, um drei und sogar um fünf noch einmal auf den Markt geht, um weitere Arbeiter einzustellen, klingt etwas irritierend. Waren die vorher noch nicht da? War der Bedarf größer als erwartet? Oder zeigt sich hier bereits die Absicht, dass die Geschichte auf eine Provokation, eine Demonstration, eine Lektion hinauslaufen soll?

Die Arbeit im Weinberg ist extrem saisonabhängige Beschäftigung, braucht lange Zeit nur wenige, dann für kurze Zeit sehr viele Leute. Doch noch etwas schwingt da mit: der Weinberg, fünfmal fällt das Wort, ist in der Bibel häufig ein Bild für Israel – mal als Gegenstand der Freude, oft der Klage: Gott klagt, dass er zwar alles für diesen Weinberg getan hat, er aber keine Früchte bringt; Israel klagt, dass Gott diesen Weinberg schutzlos wilden Tieren überlässt, die ihn zerwühlen, zerstören. Dass nun gerade ein Weinberg für Israel steht und nicht ein Kartoffelacker, liegt nicht nur daran, dass die biblischen Geschichten im Orient spielen und nicht in Preußen, sondern zeigt auch, inwiefern Israel ein Segen für alle Völker ist, denn Wein steht für gutes und frohes Leben. Wein macht Götter und Menschen fröhlich, heißt es im Richterbuch, und im Psalm 104 wird Gott dafür gepriesen, dass Wein des Menschen Herz erfreut. Mit dem Bild vom Weinberg deutet Jesus nicht nur an, dass das Reich Gottes in Israel schon begonnen hat, sondern auch, dass es sich bei dieser neuen Welt um Leben in ganzer Fülle handelt, nicht bloß um nacktes Überleben.

In unserer Geschichte ist es freilich noch nicht so weit – sie endet nicht mit einem großen Erntedankfest mit freiem Weinausschank für alle, sondern mit dem Tageslohn von einem Denar – dem Betrag, den es fürs Überleben braucht, fürs tägliche Brot. Aber, und das ist das Provozierende, ein Denar für alle, auch für die, die nur eine Stunde gearbeitet hatten. Das erinnert an die Urgeschichte der Befreiung Israels. Als das Volk in der Wüste das Manna, Brot vom Himmel, einsammelte, stellte sich heraus, dass am Ende alle – die Schnellen und die Langsamen, die Fleißigen und die Geruhsamen, die Geschickten und Gewieften wie die weniger Beholfenen – gleich viel hatten: tägliches Brot. Die Manna-Geschichte zeigt: Das Reich, das Regieren Gottes ist so etwas wie Sozialismus oder Kommunismus: Gottes Gleichmacherei – auf diesem Friedhof liegen für einen kirchlichen Friedhof ungewöhnlich viele Sozialisten, Kommunisten, Marxisten, nicht nur Brecht; das ist eine gute Umgebung für die Rede Jesu vom Reich Gottes.

Gleichmacherei – das ist ja, was die Empörten dem Weinbergbesitzer vorwerfen: du hast sie uns gleichgemacht. Das soll gerecht sein? Gleicher Lohn für gleiche Arbeit, ja, aber doch nicht gleicher Lohn für sehr, sehr unterschiedlich viel Arbeit – wir haben die Last des Tages und die Hitze getragen, die haben nur eine Stunde gearbeitet und zudem, als es bereits kühler wurde.

Sie murrten, heißt es, und auch da klingt die Geschichte der Wüstenwanderung an, in der Murren ein Leitwort, ein Leitmotiv ist: ständig murren die befreiten Sklaven, jedenfalls viele von ihnen, wollen zurück in die Sklaverei, behaupten sogar, da habe es – und zwar für die Sklaven – Fleischöpfe gegeben, was nicht wahrscheinlich ist. Das Stichwort Murren kennzeichnet darum diese Empörten als solche Konterrevolutionäre: Menschen, die die Revolution Gottes, sein befreiendes Handeln, seine Gleichmacherei rückgängig machen wollen.

Doch murren die Empörten nicht zurecht? Nein, ich glaube nicht. Denn was hätten sie davon, dass die, die weniger gearbeitet haben, nun auch weniger Lohn bekommen? Nicht einen Pfennig, nicht einen Cent mehr. Darauf weist der Arbeitgeber auch hin. Freund nennt er einen der Murrenden – eine nach Lage der Dinge etwas utopische Anrede, die aber gerade so ein Ziel, eine Richtung benennt. Der Mann, der zuvor angekündigt hatte: ich werde euch geben, was gerecht ist, sagt nun: ich tue dir kein Unrecht. Wir hatten uns doch auf einen Denar verständigt – ich nehme dir nichts weg, wenn ich den anderen auch einen Denar gebe. Ist dein Blick böse, weil ich gut bin?

Das, in der Tat, ist der böse Blick: ein grimmiges Behagen daran, dass andere noch weniger haben, wenn ich schon wenig habe; Missgunst. Dass Gott auch zu anderen gut ist, nimmt mir zwar materiell nichts weg, wird aber dennoch zur seelischen Kränkung, weil ich nun den anderen nichts mehr voraus, keinen Vorrang habe. Doch an diesem bösen Blick wird umgekehrt klar, was das Reich Gottes ist: eine Gesellschaft, in der die Menschen sich freuen und nicht ärgern darüber, dass es anderen ebenso gutgeht wie ihnen selbst; eine solidarische Gesellschaft. Lass mich mit Freuden, ohn alles Neiden sehen den Segen, den du wirst legen auf meines Bruders und Nächsten Haus, so haben wir vorhin gesungen. Der Name Gottes, den man nicht ausspricht, wird in der Bibel manchmal so umschrieben: erbarmend und gönnend, langmütig und von großer Huld und Treue. Das Reich Gottes ist eine neue Welt, in der dieses Gönnen, diese Güte Gottes regiert, ohne zu bösen Blicken zu führen. Das ist das biblische Verständnis von Gerechtigkeit – und nicht eine Zuteilung nach Verdienst und Leistung: eine Welt, in der niemand mehr darauf pocht und besteht, was ihm oder ihr zusteht; oder verbittert beklagt, gerade das nicht zu bekommen, sondern alle wissen: alles, was ich bin und habe, das verdanke ich dem Gönnen und Erbarmen Gottes – und diese Güte Gottes gilt den anderen kein bisschen weniger als mir. Wir Jesusjüngerinnen und -jünger können damit schon anfangen. In dem Gebet, das Jesus uns zu beten vorschlägt, heißt es: dein Reich komme! Es wäre kein ernsthaftes Gebet, wenn wir nicht auch selbst nach diesem Reich und seiner Gerechtigkeit trachten.

So, sagt Jesus, werden die Letzten die Ersten sein und die Ersten die Letzten, und da wird uns klar: diese Geschichte hat mit dem zu tun, der sie erzählt: der Verhöhnnte und Gedeimigte, der zu Tode Gequälte, der Allerletzte ist zum Ersten geworden, zum Erstling der Auferstehung, zum Ersten im neuen Leben. Jeder Sonntag erinnert uns an den Ostermorgen und damit daran, dass eine andere Welt nicht nur möglich, sondern schon wirklich ist, schon da. Wir gehen nicht verloren, gehen nicht unter, wenn wir mit dem Auferstandenen zusammenarbeiten – es ist eine Arbeit, die sich lohnt.

Amen.